

hellt gerade an G. L. Berninis Verzückung der hl. Teresa wie dann an einer „Stele“ von H. Schwarz).

Im Resümee (Kap. 11) rechtfertigt R. nochmals seine Entscheidung, sich nicht auf die moderne Kunst zu konzentrieren, sondern sich auf die weite Themenstellung einzulassen. Das verdient in der Tat allen Dank. Gewünscht hätte der Rez. sich in Konsequenz dessen auch ein Kapitel zur Frage religiöser und sakraler Kunst; der milieu-übliche Seitenhieb auf „vermeintliche [?] Ausstellungen mit Titeln wie ‚Christliche Kunst‘“ (26) ersetzt es nicht, da es den „kirchlichen Binnenraum“ ja nicht nur gibt, sondern auch geben soll. Zu den Alteritäten, die geachtet werden wollen, gehören gerade auch die von numinos und heilig, Religiosität, Religion und christlichem Glauben (svollzug). L. Zogmayers eindrucksvolle „Weiße Scheibe“ in der Grazer Herz-Jesu-Kirche hätte wirklich über ein „Schmunzeln über den Nahkampf idealistischer Ausstellungsmacher mit einer aktuellen Gemeinde hinaus“ (17 – wiederholt sich hier die Verachtung der Theologen bzgl. der „religiösen Praktiken des dummen Volkes“ [39], die am Standard der Sakralkunst nicht unschuldig wäre?) Anlaß zu einer vertieften Reflexion geboten. Kirche als Ausstellungsraum ist eines, der Ort von Kunst in der Eucharistiefeyer ein anderes. Erst recht ist eucharistische Präsenz etwa anderes als ästhetische; was hieß hier – theologisch – (der Hinweis auf S. 184 verrät dazu keinerlei Reflexion) die Rede von Wettstreit? (Womit ich nicht die Installation kritisiere, deutlicher als hier in Abb. 2 [die den Altar nur erahnen läßt] wird ihre sammelnde Kraft wohl im Ausstellungskatalog [# 02], sondern deren mangelhafte Reflexion.) Zu kritisieren ist auch die Letztrevision des Textes; Fragezeichen wie zur vermeintlichen Ausstellung wären öfter zu setzen (auf derselben Seite noch: „möglicherweise als“ statt „als möglicherweise“, oder auf S. 79, letzter Abs., S. 130, Z. 6 v.u.: sind statt ist, umgekehrt auf S. 294, Z. 5f. v.u. ...) Aber beide Kritikpunkte relativieren sich angesichts schon des Umfangs dieses so ausgreifenden wie eindringlichen Untersuchung. Sie stellt der Diskussion nicht bloß eine Fülle von Material zur Verfügung (das zweispaltige Literaturverzeichnis: 396–423), sondern auch differenzierte Argumentationen. In Bericht und Disput löst sie erstaunlich weit ein, was A. Kapoors große Gold-Glaskugel (wohlweislich „untitled“) auf dem Umschlag als „beyond the story“ verheißt.

J. SPLETT

4. Praktische Theologie

WERNER, JÜRGEN, *Die sieben Todsünden*. Einblicke in die Abgründe menschlicher Leidenschaft. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1999. 224 S., Ill., ISBN 3-421-02578-6.

„Stets ist dem Menschen im Namen der Sünde von klerikalen Spielverderbern der Spaß am Leben genommen worden.“ (7) Wer von diesem undifferenzierten Urteil auf der ersten Seite auf den gesamten Inhalt des Buchs meint schließen zu können, hat sich getäuscht. Der Satz gehört zur journalistisch angespitzten Einleitung, die den Leser anregen, vielleicht auch aufregen soll. Das Buch des ehemaligen FAZ-Redakteurs, der nun Philosophie an der Universität in Herdecke lehrt, enthält philosophisch, psychologisch und theologisch hochgescheite Reflexionen über die sieben Hauptlaster, die auch als die „sieben Todsünden“ bezeichnet werden, obwohl Laster als Handlungsdispositionen von Sünden als Handlungen oder Unterlassungen zu unterscheiden sind. Diese Hauptlaster wurden ursprünglich von den Mönchen Evagrius Ponticus und Johannes Cassian sowie von Papst Gregor dem Großen in der Spätantike zu einem klassischen Katalog der „Gedanken“ (*logismoi*) oder „Hauptlaster“ (*vitia principalia*) zusammengestellt und haben durch das gesamte Mittelalter hindurch die Moralität des Abendlandes mitgeprägt. Denn über die Disziplinierung des monastischen Lebens und seinen neuplatonisch getönten Tugendaufstieg hinaus bestimmte dieses Lasterschema, meist verbunden mit dem Schema der sieben Tugenden, auch die Bußpraxis und die katechetische Unterweisung des Mittelalters, die theologische Reflexion in Einzeltrakaten und systematischen Summen, die bildende Kunst und die Literatur, wie etwa Langlands *Piers the Plowman* oder das *Purgatorio* in Dantes *Commedia* hinlänglich vor Augen führen. In

der Neuzeit ging der Lasterkatalog in die Katechismen ein, bis hin zum *Katechismus der Katholischen Kirche* von 1993 (Nr. 1866) und in die moraltheologischen Handbücher. Daß der Lasterkatalog in der zweiten Hälfte des 20. Jhdts. mehr außer- als innertheologisches Interesse gefunden hat, beweisen Künstler, Literaten und Ausstellungen, die sich des Themas in neuen Brechungen und Konfigurationen annahmen. Zu diesen Bearbeitungen zählt auch Jürgen Werners Buch.

Die meisten Kapitel sind zuerst im Magazin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* der 80er und 90er Jahre erschienen und nun für die Buchausgabe vervollständigt. Das flott formulierte Buch zeigt, welche Kraft das Lasterschema zu entfalten vermag, wenn man die einzelnen Laster, bisweilen augenzwinkernd, ins Gespräch mit zeitgenössischen Autoren bringt. Dieses Gespräch, das Werner inszeniert, bezieht sich sowohl auf klassische Autoren der Antike wie Aristoteles, Aischylos und Ovid, auf christliche Autoren wie Augustinus, Origenes, Cyprian und Cassian, auch auf einige wenige mittelalterliche Autoren wie Thomas von Aquin, Dante und Pico della Mirandola. Vor allem aber bezieht der Verf. sich auf Autoren des 19. Jhdts., besonders auf Hegel, Heine, Kierkegaard, Nietzsche und Schopenhauer, sowie auf Autoren der Gegenwart, seien es Philosophen wie Adorno, Blumenberg und Sartre, oder Literaten wie Frisch, Th. Mann, Musil; natürlich dürfen auch Benjamin, Freud und Simmel nicht fehlen. Mit Bravour flicht Jürgen Werner seinen Text aus einem Gewebe von Zitaten und Anspielungen, die das Thema erhellen, bisweilen in Paradoxien treiben oder zu luziden Einsichten führen, wenn er etwa die Trägheit (*acedia*) als „aggressive Form der Undankbarkeit“ (201) beschreibt, den Hochmut (*superbia*) an der Grenzüberschreitung erläutert oder den Neid (*invidia*) am Verhältnis Salieris zu Mozart verdeutlicht. Bisweilen geht die Lust am Formulieren zu Lasten der sachlichen Aussage (Wollust als „Kardinaltugend der Todsünden“, 27). Was die Reihenfolge angeht, so stand die „Wollust“ nie am Anfang des Katalogs, wie der Verf. durch seine Gliederung insinuiert, vielmehr stand bei den Wüstenvätern als „Einstiegslaster (170) die „Gaumenlust“ an erster Stelle und bei Gregor der Hochmut (*superbia*) als „Wurzel“ der dann folgenden sieben Hauptlaster (anders der Verf. auf S. 17). Auch beim *Nonplusultra* der Säulen des Herkules als Grenze der antiken Welt ist zu bemerken, daß schon Karl V. „Plus ultra“ in sein Wappen schrieb. Bei aller ironischen Gebrochenheit arbeitet der philosophische Beobachter Jürgen Werner die psychologische und ethische Bedeutung der jeweiligen Laster heraus und vernetzt sie so mit modernen Autoren, daß eine blitzgescheite und witzgesättigte Analyse menschlichen Verhaltens entsteht, die den Zeitgenossen den Spiegel vorhält.

M. SIEVERNICH S. J.

SCHOELLER REISCH, DONATA, *Entböhrt Gott – vertiefter Mensch*. Zur Bedeutung der Demut, ausgehend von Meister Eckhart und Jakob Böhme (Alber-Reihe Philosophie). Freiburg i. Br., München: Karl Alber 1999. 342 S., ISBN 3-495-47923-6.

Eine lobende Rezension zu einer Studie über Demut – korrumpiert sie nicht die Demut der Autorin? Das wäre doch wohl dann ausgeschlossen, wenn Demut nicht als Bewußtsein der eigenen Niedrigkeit und Unfähigkeit, sondern als Unabhängigsein von positiven wie negativen Werturteilen über das eigene Selbst verstanden werden müßte. Genau dies versucht die von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich im Wintersemester 1997/98 angenommene Dissertation nun aber zu zeigen. Die lobende Rezension möge mir darum von der Autorin gestattet sein.

In einem ausgesprochen kurzweilig zu lesenden ersten Teil (13–45) führt die Verf. die gegenwärtige Relevanz einer Untersuchung zur Demut luzid vor Augen: Zwar hätten die Ungeheuerlichkeiten des 20. Jhdts. dem Menschen seine eigenen Grenzen aufgezeigt, doch habe er sich, weil gleichzeitig eine höhere Ordnung der Welt mehr als fraglich geworden sei, nun noch mehr seiner eigenen Stärke vergewissern müssen. Gleichzeitig habe sich aber ein Unbehagen an den negativen Folgen des Individualismus, der unverhältnismäßigen Selbstbezogenheit, entwickelt, die ein an der Demut orientiertes Selbstverhältnis zu beseitigen verspreche. Allerdings kranken, so urteilt die Verf., fast alle gegenwärtigen *philosophischen* Rehabilitationsversuche der Demut daran, daß sie sich als „Eingliederung [der Demut] in die Selbstverwirklichungsethik“